

Ewa Maria Slaska

## **In fremden Schuhen**

Ich bin nur vier Jahre nach dem Kriegsende in Gdańsk geboren, aber ich muss ehrlich gestehen, dass mir das sehr lange nicht klar war. Der Krieg war so weit entfernt, obwohl er vor allem die Gegenwart bestimmte. Er war immer da. Er wurde zur Abschreckung benutzt, als Vergleichszäsur - vor dem Krieg.... nach dem Krieg... nach dem Krieg war selbstverständlich alles besser ... Er lieferte Rohstoff für unzählige Filme, Bücher, Bilder. Und natürlich spielten ihn die Jungen. Er war immer da, real und unreal zugleich. Der Schrecken und die Angst waren real, er selbst aber war unreal, bedeutete nichts und hielt sich eher in meinen Alpträumen auf. Bombenangriffe, das KZ-Tor, Lichtlosigkeit, Nacht und Kälte. Und nie die Sonne. So sieht ein Kind den Krieg, vor dem es sich fürchten muss, obwohl es ihm gelungen ist, erst vier Jahre nach Kriegsende geboren zu werden.

Gdańsk war als bloßer Ruinenhaufen aus dem Krieg herausgekommen und es war die Hauptaufgabe aller Polen, dieser Stadt ihre ursprüngliche Pracht wiederzugeben. Überall war es zu hören, es sei eine seit Ewigkeiten polnische Stadt. Eine polnische Stadt. Von Polen, in Polen zum Leben erweckt. So war es selbstverständlich, dass das, was während des Krieges vernichtet worden war, sofort nach dem Krieg wieder aufgebaut werden musste. Darüber, wie es dazu gekommen ist, dass von Gdańsk nur Ruinen geblieben sind, galten unverbindliche und neblige Erklärungen. Jedes Kind weiß, dass während des Krieges gekämpft wird, und dass durch die Kämpfe Ruinen entstehen. Das Szenario lieferte den naiven Kindervorstellungen das Schicksal Warszawas: Die bösen Deutschen haben die Stadt zerbombt, ihre Bewohner verschleppt, dann kamen die Russen, befreiten die Stadt und holten die Polen wieder zurück, und diese fingen sofort an, ihre Stadt wieder aufzubauen. So ist es in Warszawa gewesen. So musste es also logischerweise auch anderswo sein. Zum Beispiel in Gdańsk.

Ich liebte Gdańsk.

Ich liebte die alten, wiederaufgebauten Gassen mit den schmalen Giebelhäuschen, gotischen Kirchen und den Möwen an der Motlau.

Ich liebte es, aus Wrzeszcz nach Gdańsk zu fahren. Zusammen mit Tante Karolina fuhren wir mit der Straßenbahn, einem altmodischen Klimperkasten, der an jeder Ecke die Luft mit kläglichen Rufen nach notwendigen Reparaturen erfüllte, in die Długa Straße, zu einem Rokoko-Cafè, das in ganz Gdansk für seine heiße Schokolade berühmt war. Sie schmeckte zwar wie der Sonntagskakao zu Hause, wurde aber in echten Tassen serviert und nicht in einem groben Becher, wie es sonst üblich war. Allein der Name *heiße Schokolade* regte meine kindliche Fantasie an. Ich stellte mir vor, ich sei Marie aus dem "Nußknacker", für die die sieben kleinen Prinzessinnen den königlichen Trank aus geschmolzenen Schokoladentafeln zubereiteten. Die Einmaligkeit dieses Ortes wurde noch durch die Marmortischchen unterstrichen, die in keinem anderen Caféhaus der Stadt zu finden waren. Das Schokoladetrinken war zu einem Ritual geworden. Wir saßen immer am selben Tisch, umhüllt von den Sonnenstrahlen des eingebrochenen Frühlings, betrachteten das sich vor unseren Augen abspielende

Leben der Hauptstraße, wechselten kaum ein Wort miteinander, tranken unsere heiße Schokolade, wir: zwei Frauen; die kleine Marie in Begleitung einer Hofdame. Ich liebte es, ans Meer zu fahren. Besonders im Winter war die See beeindruckend. Die grauen Sturmwellen prallten gegen Kais und Molen, stürzten sich über den Strand und überschwemmten die Rosenhecken. Die Welt verewigte sich im Grau. Und wie es auf einem Grisaille - Bild üblich ist, gab es keine anderen Farben außer Grau und keine anderen Klänge außer dem hohen Gekreische der grauen Möwen. Schwere Wolken hingen tief über der See, als ob sie die vollkommen vereiste Oberfläche der Danziger Bucht fegen wollten. Zugefrorene Wellen erhoben sich wie mächtige grauweiße Berge. Kleine schwarze Figürchen gingen in der weißgrünen Ferne spazieren. Wie ein Bild von Breughel sah es aus. Konkret, massiv, widerständig. Es war immer mein Traum, klein zu sein und in einem Bild zu leben.

Von den Russen war nie die Rede.

Das heißt - schon, aber nur in der Politik. Die Politiker sangen stets ein Loblied auf die Befreier, die unsere Freunde und Brüder waren. Die Politiker waren aber nicht ernstzunehmen, sie waren unvermeidlich, man konnte sie nicht loswerden, aber man hörte ihnen nie zu. Genauso wie man in der Kirche dem Prediger nicht zuhörte.

Ich jedenfalls tat es nie.

In derselben Herzjesu Kirche, die auch Günther Grass beschrieben hat, schaute ich mir Sonntag für Sonntag die farbigen bleigefärbten Fenster an und hörte dem Prediger zu, und ich brachte es fertig, nichts zu verstehen. Weder vom Gesagten noch von den Bildern.

Als ob ich ewig schlief, nahm ich meine Welt nicht wahr. Ich tat nur so, als ob. Vielleicht träumte ich tatsächlich nur.

Wie auch immer...trotz der Propaganda in der Vorschule, im Kino, im öffentlichen Leben und trotz der wöchentlichen Besuche in der Kirche wuchs ich als eine regelrechte Heidin und ein unpolitisches Wesen zugleich auf.

Was die Religion betrifft, spielte ich bewußtlos mit. Die Rituale machten mir Spaß. Weihnachten, Ostern... Für kurze Zeit wurde ich sogar geradezu fanatisch, ich marschierte mit weißen Kunststofflilien in den Fronleichnamsprozessionen rund um die Stadt, ich verlangte von meinem Vater, dass er in die Kirche gehen müsse, sonst würde er in die Hölle kommen, aber der Inhalt der Religion blieb mir verschlossen. Ich ergründete und verstand ihn nie.

Mit der sozialistischen Indoktrination war es noch einfacher, weil ich sie zwar ebensowenig ergründete und verstand, aber ich gab es auch nie vor. Nie bestrafte man mich dafür, dass ich mich für Politik nicht interessierte und nirgendwohin gehörte. Später, schon erwachsen, wußte ich mit stolzer Selbstverständlichkeit, zu erzählen, dass ich nie mitgelaufen bin. Das klang gut und oppositionell. Nun, es war eine verlogene Viertelwahrheit, weil ich es zwar tatsächlich nie getan hatte, aber man nötigte mich auch nie dazu. Meine politische Tapferkeit hat sich nie beweisen müssen. Sie war nur da, weil ich ganz einfach ein unbewußtes, politisch unaufgeklärtes Wesen war, das keine Ahnung hatte.

Es ist eine milde Juninacht in Berlin. Ich gehe zu Fuß nach Hause. Ich brauche Zeit, weil ich es dringend nötig habe, über Gerda nachzudenken.

Zuerst sind es die Katzen. Die dunkle Wohnung, einst sicherlich vornehm, jetzt in einem verwahrlosten Zustand. Eine sehr große, dunkle Wohnung. Das Badezimmer mit

einer gußeisernen Badewanne, die sich auf vier Löwenpfoten erhebt. Ein riesengroßes Katzenklo. Und der Gestank. Wie im Zoo.

Ich sitze auf dem Klo und kämpfe damit, mich nicht meinen Kindheitserinnerungen zu überlassen. Ich verdränge sie, mir ist übel und schwindelig, mein Bauch tut mir weh, ich habe Kopfschmerzen. Das Klo ist gelblichgrau, innen in der Schüssel mit einem Spinnwebgewebe alter Risse verziert. Das blaue Blumenmuster schmückt das alte Prachtstück einer preußischen Offizierswohnung. Einer kubische metallene Wasserbehälter mit einer herabhängenden Kette, die sich lautlos hin- und herbewegt, am Ende mit einem Porzellangriff versehen. Der Griff ist weiß, ebenfalls mit blauem Blumenmuster und mit diesen albern blauen Buchstaben darauf: ZIEHEN.

In unserem Haus in Wrzeszcz hat es genau so ein Badezimmer gegeben, mit einer gußeisernen Badewanne und einem weißblauen Klo, das für uns Kinder ZIEHEN hieß. Das es ein deutsches Wort war, wußten wir nicht. Das Deutsche war uns fremd, die Sprache der Autochthonen, der unbekannten Menschen, die uns wie die Wilden während einer exotischen Weltausstellung vorkamen. Nie im Leben haben wir diese berühmten Autochthonen gesehen, sie waren nur ein Grund, um Angst zu haben. So pflügten immer Joannas Bruder zu behaupten. Sie mochten uns überhaupt nicht, ängstigten uns, erzählten Geschichten von Autochthonenhexen, die kleine Mädchen lebendig auffressen. Jungen würden jedoch verschont, weshalb sagten sie nicht. Sie nannten uns SJEHENY, so liest man das Wort ZIEHEN auf Polnisch. Das Ypsilon am Ende bildet den polnischen Plural.

SJEHENY. Die abscheulichen Tiere. Wie Hyänen.

Einmal haben die Jungen irgendwo eine tote Katze ausgegraben und sie zuerst sezirt und danach im Badezimmer versteckt. Vielleicht wollten sie das Tier, noch bevor die Eltern nach Hause kommen, beseitigen, oder der Kadaver wurde doch absichtlich für uns da plziert, jedenfalls musste ich aufs Klo, stolperte über das arme Tierchen und fiel um. Ich beschmierte mich mit Blut, es stank, ich übergab mich und wurde ohnmächtig.

Diese SJEHENY haben mich nach 40 Jahren in Berlin heimgesucht. Sie kamen mit dem Katzengestank im Gerdas Badezimmer. SJEHENY sind immer mächtige Bestien gewesen. Wir hatten immer Angst, Joanna und ich, da wir wußten, dass der Name uns mit einer böswilligen Absicht gegeben worden war. Denn tatsächlich gehörte er jemand anderem.

Ich brachte Gerda einen Blumenstrauß mit. Langsam gingen wir durch ihre Wohnung. Gerda schlug die Türen auf und erklärte mir, was wir sahen. Das Arbeitszimmer... alte Zeitschriften, Schallplatten, Schulbücher. Das Katzenzimmer. Sie hatte zehn Katzen, was natürlich das Ausmaß ihres Katzenklos völlig erklärte. Das Eßzimmer, ein riesiger Raum mit einem übergroßen Eichentisch, der mit einer vom Alter grauen Damastdecke bedeckt wurde. Gedeckt wurde für zwanzig Personen mit feinstem Porzellan. Das Schlafzimmer mit einem Himmelbett in silbergrau. Allmählich wurde mir übel und plötzlich spürte ich meine alte Angst in mir emporkriechen. Gerda stand da, war groß, kräftig, blond. Oder nur grau? Eine Walküre der Überlegenheit. Sie wußte von meiner Angst, dessen war ich mir sicher und beobachtete mich forschend, als ob sie feststellen wollte, wie lange ich es aushalten würde. Ich musste sofort aufs Klo. Auf's Klo und die Tür schnell zu machen.

Sie ist ein Monster, eine Hexe, eine Schlange. Ich kenne sie. Sie ist immer da gewesen, wo sie hingehört, in meinen Alpträumen. Die gefürchtete Autochthonenhexe. In meiner

Kindheit hätte sie als Vorposten der Deutschen zu dienen, die zwar den Krieg verloren hatten und fortgejagt wurden, sich aber alles zurückholen wollten, was ihnen einmal gehörte. Sie lauerten in der Dunkelheit hinter einer eisernen Grenze, wie Kreuzritter bewaffnet.

Oder war Gerda eine unbekannte Geliebte meines Vaters, die - auch in der Dunkelheit- geduldig lauert bis wir alle tot waren. Sie wollte uns auffressen, mit Lebkuchen vergiften, mit Schokolade überziehen.

Diese imaginäre aber drohende Geliebte meines Vaters war für mich eine deutsche Frau und dadurch, dass sie deutsch war, auch für die Judenvernichtung verantworten musste und dies schien uns das Schlimmste gewesen zu sein, was wir je gehört hatten. Mit den Juden war es sowieso kompliziert und unklar. Keiner wußte genau, wer sie eigentlich gewesen sind und weshalb sie ermordet wurden, aber es reichte so wenig, um diese albernsten Assoziationen in der Schule hervorzurufen: schwarzes Haar - Juden, krauses Haar - Juden, blasses Gesicht - Juden, Sommersprossen - Juden, gute Noten... Au weia! Eine Nase, ein Mund, die Augen, die Ohren, alles könnte den Juden gehören und ein Zeichen dafür sein, von den Deutschen sofort umgebracht zu werden, wenn sie kämen.

Mit Polen wäre es nicht so einfach. Gegen Polen haben die Deutschen den Krieg verloren, Hitler und Eva Braun mussten sich umbringen, in einem Bunker... bei uns im Hof gab es auch einen Bunker... war es da geschehen? Falls die Deutschen, von der Gerda-Walküre-Autochthonenhexe geführt zurückkommen sollten, würden sie garantiert vor den Polen Respekt haben. Wäre man aber verdächtig, ein Jude zu sein, würde man erstens nicht existieren, da die Juden bereits von den Deutschen vernichtet worden sind, zweitens aber, wäre man der unmittelbaren Gefahr ausgesetzt, sofort und bedingungslos umgebracht zu werden und zwar auf eine Weise, die einem Kind grausam und geheimnisvoll vorkam. In einer Gaskammer oder in einem Ofen. In einer Küche? Mit Gasherd? Die Gefahr, von den Deutschen, wenn sie kommen würden, und es war sicher, dass sie kommen würden, von den Deutschen also wegen eigener Nase oder Augen als Jude bezeichnet und deshalb vernichtet zu werden, schien jedoch für ein Mädchen unwahrscheinlich. Es war nämlich stets nur von den Juden die Rede, von den Männern also. Die Jüdinnen schienen nicht zu existieren, was zu dem nie besprochenen Bild eines Krieges paßte, da Krieg nur eine Männersache sein darf, Mädchen sind ausgeschlossen. Erst in einem Kinderspielchen tauchten auch die Jüdinnen auf.

Jedzie, jedzie pan  
na koniku sam,  
a za panem chłop,  
na koniku hop,  
A za chłopem Żyd,  
na koniku myk,  
a za Żydem Żydóweczki,  
pogubiły patyneczki,  
piasek piasek piasek  
kamienie kamienie  
dóóóóó

Es reitet der Herr,  
ganz allein zu Pferd,  
ihm folgt der Bauer,  
auch zu Pferde, hop,  
ihm folgt der Jude  
auch zu Pferde hin,  
dann die Judenmädchen  
verlierend die Pantinchen.  
Sand Sand Sand  
Steine Steine Steine  
Pluuuump

Aber ein Kind konnte unmöglich die frohen Jüdinnen ohne ihre Pantinchen mit den von den Deutschen ermordeten Juden vergleichen.

SJEHENY , ein Wort das uns wie Hyänen, wie Friedhofshyänen vorkam, liefen gewöhnlich dem Gold hinterher. Auch Zahngold. Schrecklich und dazu noch die Habgier! Die Habgier, die sich in unseren überideologisierten Zeiten nicht entschuldigen ließ. Zum ideologischen Reichtum der polnischen Nachkriegsarmut fügten meine Eltern persönlich noch etwas hinzu, sie meinten, es sei unanständig, Besitz anzustreben. Es sei geschmacklos und passe nicht zu den Intellektuellen. Dies verstand ich zwar genauso wenig, wie die Geschichten über Friedhofshyänen, ich war aber fest entschlossen, mich nie und nirgendwo als eine geschmacklose Person darzustellen, weil es gleichzeitig lächerlich war. Lächerlich waren zum Beispiel zu stark bemalte, große Blondinen. Besonders ihre Lippen unter einer dicken Schicht roten Lippenstifts waren überaus geschmacklos. Die Ehemänner solcher Frauen waren nicht zu beneiden, sie ärgerten sich oder aber trugen ihre Last mit Würde.

Gerda. Ich kenne sie. Ja. Ich kenne sie vielleicht zu gut. Sie ist meine ewige Begleiterin gewesen, mein gehaßtes Doppel-Ego, meine Peinigerin. Immer hatte ich Angst vor diesen effizienten, autarken blonden Frauen, die mir so überlegen waren. Und ihren Mund knallrot malten.

Ich stehe an einem Hügel im Wald. Es ist dunkel und kalt. Ich weiß, wo ich bin und wie ich nach Hause gelangen kann, aber ich bin gelähmt. Ich muss also warten, bis jemand kommt, der mich nach Hause schafft. Von fern höre ich zwei Männer kommen. Ich weiß, dass ein Mädchen Angst vor fremden Männern haben sollte, ich bin aber nicht verängstigt, da ich auch weiß, einer der zwei Männer ist mein Vater. Sie kommen näher und ich freue mich, weil ich nach Hause möchte, doch sie sehen mich nicht, sie diskutieren weiter, biegen dem Pfad folgend ab und entfernen sich, um im dunklen Waldtal zu verschwinden.

Dieser Traum wiederholte sich mit grausamer Regelmäßigkeit, mich immer wieder auf meinem einsamen Hügel im dunklen Wald allein lassend. Endlich, nach Jahren, gelang mir die träumerische Fortsetzung dieser Geschichte. Aus der Finsternis des Waldes tauchte eine große blonde Frau auf, die zu mir kam, meine Hand nahm und mich nach Hause brachte. Nur zu Hause gab es für mich keinen Platz mehr. Alle Zimmer waren von fremden Menschen in Besitz genommen worden und diese blonde Frau war die Chefin des Ganzen oder die Königin, wer weiß? Sie schaffte mich nach Hause, um mir zu zeigen, dass ich kein Zuhause mehr hatte. Ich begriff es. Klar. Es war nichts dabei, dass ein Mädchen nicht begreifen konnte. Ich hatte doch das Märchen von Aschenputtel gelesen. Mein Vater hatte jetzt eine neue Frau. Sie war meine Stiefmutter und bekanntermaßen haben es Mädchen bei Stiefmüttern sehr schlecht. Nie fragte ich in diesem Traum, was mit meiner Mutter geschehen war. Und nie wieder tauchte mein Vater in diesem Haus auf.

Ich träumte sehr oft davon, dass mein Vater auf meine Hilferufe nicht antwortet. Immer wieder lief ich suchend, flehend auf ihn zu und er stand da wie eine steinerne Figur.

Ich war sieben Jahre alt. Ich stand in der Küche und sah eine Axt auf dem Küchentisch liegen. Ich sah mich, wie ich die Axt in die Hand nahm und ins Zimmer ging, um meinen Vater umzubringen.

Nein. Es war nicht ich. Irgend etwas in mir wollte das imaginäre Beil erheben und zuschlagen. ICH wollte es doch nicht!

Ansonsten war ich immer eine Vater-Tochter.

Mit dem Küchentisch aus meinem kindlichen Tagtraum schwanken meine Gedanken zurück in Gerdas Wohnung. Welche unglaubliche Idee, in einer Wohnung einen prächtig gedeckten Tisch für zwanzig Personen herzurichten.

Wir unterhielten uns, was hätten wir sonst machen sollen? Dafür hatten wir uns getroffen.

Sie lebt allein. "Ein Mann, der meine Katzen nicht akzeptiert, wird von mir auch nicht akzeptiert", sagte sie. Die Katzen als die Herausforderung, die Katzen als die Drachenmutproben, denen die Bewerber um die Hand einer Prinzessin ausgesetzt waren. Oder saßen die Prinzessinnen eingeschlossen in einem Turm und man musste die böse Stiefmutter besiegen. Andere Prinzessinnen schliefen in einem Glassarg, wurden hinter einer Rosenhecke verborgen, besiedelten einsame Inseln hinter den sieben dunklen Wäldern oder residierten auf dem Gipfel eines Glasberges.

Ich habe Sie erwischt, Gerda!

Sie haben an Ihrem kühlen Berg auf die Bewerber gewartet. Sie kamen in Scharen, die Ritter, und scheiterten an den Glashängen des Berges. Sie haben aber inzwischen Ihr Schloß eingerichtet, um den Erlöser fürstlich willkommen zu heißen. Sie haben den Tisch für die königliche Hochzeit gedeckt. Und es kam niemand, der Sie und Ihre Katzen erobern konnte. Und jetzt sind Sie eine enttäuschte und dadurch kaltblütige Furie geworden. Ein Alp. Ein Alptraum. Eine Walküre, die die Männer in die Hölle begleitet und die kleine Mädchen auffrißt.

SJEHENY.

Auf dem kalten blau-weißen Klo-Thron sitzende Alpkönigin meiner Kindheit, der die Jungen Katzenopfer darbrachten, um nicht selbst von ihr gefressen, kastriert zu werden. Der die Männer kleine Töchterchen zum Opfer bringen, um von ihr verschont zu bleiben. Der kleine Jüdinnen unterliegen müssen.

Hop hop Judenmädchen,

wo sind eure Pantinchen?

Es ist doch kalt, es ist kalt.

Wir unterhielten uns, was hätten wir sonst machen sollen?

Ich erzähle ihr von den Autochthonen und von meinem Haus, das auch ein Autochthone war. "Poniemiecki" sagte man damals: "ehemals deutsch", was ein Kind aber eher als: "nach deutsch" verstand. Das bedeutete nicht viel. Und das machte auch nichts, weil ein Kind sich kaum Fragen stellt, die die Vergangenheit betreffen.

Vergangenheit existiert nicht, weil wir in ihr nicht existierten. Wir waren Neuankömmlinge, nicht nur im historischen Sinne, sondern auch rein biologisch, weil wir nachgeborene Kinder waren.

Das "poniemiecki" Haus war eine zweistöckige Villa mit tiefhängendem Dach, zwei runden Türmchen, zwei Erkern und einem Seiteneingang mit kleinem Treppenlauf, einem gußeisernen Geländer und einer schrägen Abdachung aus Glasscheiben in dünnen bleiernen Rahmen. Licht drang durch das bleigefäßte Fenster auf dem Treppenabsatz. Weiß, gelb und lila fiel es durch das Jugendstilmuster aus fantasievollen, eckigen Blumen.

Rechts vom Flur ging man ins Zimmer von Onkel Wiktor, dem pensionierten Beamten, der ein leidenschaftlicher Schnitzer war und Häuschen mit winzig kleinen Fenstern, Erkern, Giebeln und Türmchen aus weichem Lindenholz schnitt. Die mittelalterliche Stadt Danzig auf dem Tisch meines Onkels verkörperte für mich die einzig wahre Schönheit der Vergangenheit und ihre einzig schöne Wahrheit. Dies war eine Art historischer Existenz, die ich verstand.

Es war einmal eine Stadt Gdańsk, die den Musiker Johann Sebastian Bach als Kapellmeister nicht anstellte, weil er dem mächtigen Stadtrat nicht gut genug schien. Es war einmal eine Stadt Gdańsk, die nach zweihundert Jahren unter Kreuzrittermacht eigenständig die Entscheidung traf, sie wolle lieber dem Königreich Polen als dem Orden angehören.

Es war einmal eine Stadt Gdańsk, die noch dreihundert Jahre später das Jubiläum der Rückkehr zu Polen feierte. Sie ließ eine große Kantate für Chor und Orchester komponieren, und es störte niemanden, dass die Lieder auf deutsch geschrieben waren.

Es war einmal eine Stadt Gdańsk, in der Deutsche, Polen, Holländer, Juden und Schotten friedlich unter der wohlwollenden Obhut des polnischen Königs miteinander lebten.

Es war einmal eine Stadt Gdańsk, von schwarzem Samt und weißen Spitzen umhüllt, mit Bernsteinringen verziert, von fetten weißen Fischen ernährt, mit süßem rotem Wein getränkt, eine nach Pfeffer, Nelken und Zimt duftende Stadt meiner Fantasie.

Im Garten vor unserem Haus befand sich eine Statue der Poesie. Oder der Liebe? Man konnte nicht sicher sein, sämtliche Züge hatte die Verwitterung abgerundet und durchlöchert. Die kleinen orangen Flecken von Flechten und Lebermoos vollendeten dieses Gartenkunstwerk, das - wie das Haus - ebenso "poniemięcki" war und dadurch als etwas angenehm Interessantes und Untypisches wahrgenommen wurde. Dies erfuhren wir erstmals in Warszawa. Als wir die modernen sozialistischen Betongebäude sahen, begriffen wir, dass in einem "poniemięcki" Haus wohnen zu dürfen, ein Privileg war. In Warszawa waren die Häuser rein polnisch, und nur die Ruinen waren von Deutschen verursacht.

"Sind sie auch poniemięcki?" - fragte ich, um zu erkennen, dass das nicht sein konnte. Die Ruinen bewiesen natürlich die deutsche Grausamkeit, das schon. In Warszawa war alles abgebrannt und wirkte deprimierend. Aber "poniemięcki", in diesem geheimnisvollen Sinne, den wir aus Gdansk kannten, waren die Ruinen in Warszawa nicht. Nur das, was die Deutschen selbst hergestellt hatten, durfte "poniemięcki" sein. Na schön.

Die Ruinen Warszawas mischten sich in meine ewigen Alpträume von den Städten, die verbrennen und von den Öfen der bösen Hexen, vor denen man nackt Schlange stehen muss.

Man erzählte, dass unser Haus mal eine Arztvilla war. Mal - das heißt in irgendeiner Vergangenheit. Dann erwähnte Tante Karolina beiläufig, dass der Arzt ein Deutscher war.

"Was?" - fragte ich empört. - "Wie meinst du das?"

"Vor dem Krieg haben hier Deutsche gewohnt."

"WOOO?!"

"In Gdańsk."

"WIESO?!"

Ich war durcheinander. Ich wußte doch, dass Gdańsk eine seit Ewigkeiten polnische Stadt war. Das wußte doch jedes Kind. Und die Deutschen hatten hier nichts zu suchen. Außer im Krieg, selbstverständlich. Der Krieg war sowieso eine böse Angelegenheit, diente einzig dem Zweck, die Menschen auf grausamste Weise umzubringen und die deutsche Blutgier zu sättigen.

Ein deutscher Arzt, noch dazu ein Bewohner eines Hauses, paßte mir nicht ins Bild.

Ich ging nach draußen. Ich musste mir das alles neu überlegen.

Die Deutschen haben also hier gewohnt. Und dann sind sie verschwunden. Aber nicht ganz. Die, die geblieben sind, heißen Autochthone. Ein Tag der Erkenntnis. Endlich wußte ich, wer die Autochthonen waren. Und nun nahm das Wort "poniemiecki" ganz neue Farben an.

Beim Abendessen fragte ich wieder:

"Heißt das, Deutsche haben in unserem Haus gewohnt?"

"Ja."

"Und wo sind sie jetzt? Gestorben?"

Diejenigen, die damals - in der Vergangenheit - lebten, waren schon gestorben. Klar.

"Wer weiß? Vielleicht sind sie geflohen."

"Vor wem?"

"Vor den Russen."

"Vor den Russen? Vor den BEFREIERN?!"

Tante Karolina schwieg. Und ich bohrte hartnäckig weiter.

"Und wohin?"

"Nach Deutschland, nehme ich an."

"Und da sind sie gestorben."

"Wieso? Das ist doch erst zehn Jahre her"

Zehn Jahre! Und ich selbst war schon sechs Jahre alt. Komisch.

Am nächsten Morgen machte ich mich daran, das Haus mit neuen Augen zu besichtigen.

Das deutsche Haus. Hier hat vor zehn Jahren ein Arzt gewohnt. Und dann wurde ich geboren, und der Arzt ist verschwunden. Komisch.

Ich sehe mir alles genau an. Das Treppenhaus mit dem schwarz-weiß gekachelten Boden, das Jugendstilfenster, die Statue im Garten. Ich öffne die Tür zum Kontor von Herrn Jaworski. Erst jetzt spüre ich den Geruch von Medikamenten, der über die Jahre in diesem Raum hängenblieb. Der Arzt ist nicht mehr hier, die Medikamente sind verschwunden, aber der Duft verweilt, beständiger als alle substantiellen Formen der Existenz. Ich stehe im Kontor und rieche das Aroma der Vergangenheit.

"Na, Kleine, was machst du hier?" - fragt Herr Jaworski freundlich. Er ist groß und dick.

Später wird man von ihm erzählen, er sei ein Offizier der Staatssicherheit gewesen.

Noch später wird er es mir selbst sagen. Davon weiß ich jetzt noch nichts. Ich habe aber trotzdem ein bißchen Angst, weil er trinkt.

"Na? Suchst du hier etwas?" - fragt Herr Jaworski

"Ja." - nicke ich. - "Die Deutschen."

"Das sind die Deutschen" - sagt Herr Jaworski und zeigt mir ein Bild an der Wand. Eine grüngraue Landschaft mit einem Zaun, einem Tor, einer Esse.

"Auschwitz" - sagt Herr Jaworski

Ich nicke verständnisvoll.

"Ja" - sage ich - "aber Tante Karolina meint, die waren hier, die Deutschen."

"Na klar" - sagt Herr Jaworski

Meint er das, was ich meine, wenn er "ja" sagt? Meint er auch die "normalen" Deutschen und nicht die Soldaten?

"Wo sind sie jetzt?"

"Weggejagt. Die Unseren sind gekommen und haben die verdammten Deutschen weggejagt. Recht hatten sie."



Richtig, die musste man ganz einfach weggagen. Die bewaffneten Deutschen in ihren feldgrauen Uniformen. Nur die ganz Alten mit ihren schwarzen Samtkaftanen und weißen Spitzkragen, die durften verschont bleiben. Die mag ich doch.

"Haben Sie die Deutschen gesehen? Die von hier?"

"Ja."

Jetzt bin ich schon sehr vorsichtig.

"Haben die das Haus hier gebaut?"

"Ja."

Also doch.

"Und die anderen Häuser?"

"Die auch. Hier haben reiche Menschen gewohnt. Hast du mal ihre Sachen gesehen?

Es sind noch welche hiergeblieben."

Er führt mich zu einem kleinen verriegelten Versteck unter dem Treppenhaus. Ein Vorhängeschloß hängt da seit eh und je. Wir haben uns nie gefragt, was da drin sein mag. Herr Jaworski gibt mir jetzt einen Schlüssel.

"Mach auf"

Drinne ist Spielzeug. Ich schaue Herrn Jaworski an. Er nickt und geht an seine Arbeit. Ich hole mir die Sachen aus dem Kämmerchen heraus. Eine Geige. Ich nehme sie in die Hand und versuche zu musizieren. Ein schreckliches Gejammer holt nicht nur Herrn Jaworski, sondern auch Frau Jaworska mit Joanna herbei. Joanna ist zwar jünger als ich, aber sie ist meine einzige Spielgefährtin. Das Haus ist klein, nur vier Familien wohnen hier, und nur zwei davon haben Kinder.

"Darf Joanna mitspielen?" - frage ich.

Ich lege die Geige zur Seite, und wir holen uns die nächsten Gegenstände aus dem Versteck. Eine Puppe, blond und blauäugig. Eigentlich ist diese Puppe sehr schön, aber es ist etwas Schreckliches an ihr, was uns Angst macht. Ihre Haare fallen aus. Ein Auge sitzt viel tiefer als das andere, wie in einem schwarzen Loch. Ich werfe die Puppe, nach einer kurzen Weile hole ich sie aber zurück. Komisch, man kann sie nicht wegwerfen. Sie liegt neben uns, als wir uns an die anderen Schätze in dem Versteck heranmachen. Ein paar Bücher mit Bildern. Struwwelpeter. Sein Haar sträubt sich bis zur Decke, und seine Fingernägel sind lang und spitz wie Messer. Die Buchstaben im Buch sehen eigenartig aus. Ich kann schon lesen, aber diese Bücher lassen sich nicht lesen. Ich erkenne nicht einmal die Formen der Buchstaben. Wir können nur die Bilder anschauen. Wir holen uns Brettspiele heraus. Ein paar kennen wir: Mühle, Mensch ärgere dich nicht, Gänseweg, Halma. Es gibt aber eins, das vollkommen anders ist. Ein magnetisches Spiel, dessen Besonderheiten wir erst mühsam entdecken müssen. Es macht aber Spaß. Man braucht nur die Platte von unten mit einem Magneten zu streichen, und schon werden die kleinen Figürchen oben beweglich. Es ist die Geschichte von Hans und Grete in Bildern: das Häuschen, in dem Hans und Grete gelebt haben. Der Weg durch den Wald. Ein Lebkuchenhaus. Die Hexe. Der Ofen. Der Käfig. Die böse Hexe steckt Grete in den Ofen. Der tapfere Hans befreit seine Schwester, und nun stecken die Kinder die Hexe in den Ofen. Die Tür knallt, als sie zugemacht wird. Die Hexe sitzt jetzt im Ofen und wird gebacken. Recht so! Das Böse wird bestraft, das Gute hat gewonnen. Die Gerechtigkeit verlangt es. Sie erlaubt einem Kind, eine böse Hexe zu töten. Es ist nichts Schlimmes dabei, einen Ofen zum Töten zu benutzen.

Hans ist blond, dünn und blauäugig. Wie die Puppe.

Nachts träume ich von Hans. In einer graugrünen Landschaft reitet er auf einem Roß. Jetzt wird die Hexe bestraft. Sie ist alt und nackt. Hat schwarzes Haar und eine nach unten hackende Nase. Man nimmt ihr ihre Goldzähne weg. Sie hat ganz viele Goldzähne in ihrem Mund.

Das Spielzeug läßt mich nicht mehr los.

"Wer hat damit gespielt?" - formuliere ich endlich meine Frage.

Tante Karolina ist erstaunt.

"Ich glaube, die Tochter."

Der Arzt hat also eine Tochter.

"Ist sie ein Kind?"

"Sicher."

Waren die Deutschen auch Kinder? Ist das überhaupt möglich?

Die Deutschen, das sind die Kolonnen der gesichtslosen Soldaten, die gen Osten marschieren und im Schnee sterben.

Die Deutschen, das sind schwarzuniformierte Wächter in einem KZ, die man nie ohne ihre Hunde sieht.

Die Deutschen, das sind die Flugzeuge, die Bomben niederwerfen. Das sind die Roboter, die brüllen, die schreien, die bellen wie ihre Hunde.

Es ist schon schwierig genug, sich einen Deutschen als Arzt vorzustellen. In einem normalen Haus und nicht in einem Schützengraben, in einem weißen Kittel und nicht bestieft, behelmt, gepanzert.

"Ein Mädchen?" - frage ich noch einmal, obwohl die Tante es mir schon gesagt hat.

"Ich nehme an, ein Mädchen."

Ein Deutscher, der ein kleines Mädchen gewesen ist.

Nicht ein deutsches Mädchen. Nein. Ein Deutscher, ein Erwachsener, ein Mann, der plötzlich klein und weiblich geworden ist - ein Mädchen.

Ich nehme ihre Puppe in die Hand. Sie hat mit dieser Puppe gespielt. Ich hätte auch gern so eine schöne Puppe gehabt. Aber meine eigene. Mit dieser Puppe möchte ich nicht spielen. Ich kann sie aber auch nicht wegwerfen. Sie ängstigt mich.

"Joanna" - sage ich entschieden - "wir begraben diese Puppe. Sie ist tot."

Joanna macht sowieso alles, was ich vorschlage. Aber sie liebt es, immer Fragen zu stellen.

"Woher weißt du, dass sie tot ist?"

"Sie ist tot, siehst du nicht? Ihr Herz klopft nicht."

"Und wie heißt sie?"

Wie kann eine deutsche Puppen-Hexe, die schon tot ist, heißen?

"Adolfa" - sage ich nach einer Weile. So kann keine Polin heißen.

Und so wird Adolfa begraben. Ganz so, wie es sich gehört. Auf einem deutschen Friedhof, der ein paar Straßen von unserem Haus entfernt liegt. Wir brauchen nur Eleonora, mein Kindermädchen, zu überreden, dass wir gern mal wieder auf dem Friedhof spielen würden. Der Friedhof ist noch ganz in Ordnung. Die Gräber sind ordentlich gepflegt, obwohl nicht so herausgeputzt wie die unseren auf einem anderen Friedhof im Königstal. Im Frühling blühen auf dem deutschen Friedhof unzählige Leberblümchen, und wir pflücken sie so gern, um die kleinen Hauskapellen zu dekorieren, die wir für Maria in der Kirche gebastelt haben. Ich schüttele die Blümchen über das ganze Papiergebäude.

"Die Muttergottes wird sich freuen" - verkünde ich laut und bin mit mir zufrieden. Dies ist eine gute Tat, und gute Taten liegen mir am Herzen. Bald kommt die Fastenzeit,

und wir werden unsere guten Taten in ein kleines Büchlein eintragen. Ich besitze sogar zwei Oktavhefte, in die ich meine guten Taten schreibe: eines für die Schwester Julia in der Herzjesu Kirche, die uns in Religion unterrichtet, und ein anderes für Frau Helenka, unsere Erzieherin im Kindergarten. Nicht alle guten Taten taugen dazu, zweimal eingetragen zu werden. Den Unterschied zwischen dem Kindergarten und der Kirche begreife ich schon. Das mit den Leberblümchen läßt sich nur einmal eintragen. Schade. Frau Helenka und Schwester Julia mögen sich nicht, nehme ich an, obwohl es mir niemand gesagt hat.

"Worauf wird sich die Muttergottes freuen?" - fragt Tante Karolina.

"Auf die Blumen."

Sie freut sich an allen blutlosen Opfern, die wir ihr bringen. So meint Schwester Julia. Ganz anders als der Herrgott, der das Opfer Kains nicht gerne sah. In der Zeit meiner tiefsten religiösen Hingabe nehme ich die biblischen Regeln ganz ernst: "Sehet da, ich habe euch gegeben alle Pflanzen." Das mit dem Opfer Kains kapiere ich nicht, mit den Blumen scheint mir alles besser und feierlicher zu sein als mit einem getöteten Schaf, und so lerne ich zum ersten Mal, dass es einen gewichtigen Unterschied zwischen einem Mann und einer Frau gibt. Die Muttergottes freut sich offensichtlich an den Blumen und der Herrgott eben nicht.

So ist das Leben.

Ich nehme Adolfa mit, in ein Tuch gewickelt, zur Beerdigung vorbereitet. Ich halte es allerdings nicht für nötig, Eleonora zu erzählen, was wir vorhaben. Eleonora ist ein munteres Mädchen aus der Kaschubei, hat zwei dicke, blonde Zöpfe und rosige Wangen. Sie ist 17, freut sich, in der Stadt arbeiten zu dürfen und hat keine Ahnung, weder von städtischen Erziehungsmethoden noch von meinen Ideen. Und so soll es auch bleiben. Sie ist sehr nett, erzählt uns kaschubische Märchen über den Purtek-Wassermann, über Seeteufel und die kleinen Nixen, die tief im Kaschubischen Meer ihr Schloß haben, in das sie das Mädchen Zazulka locken. Die kaschubischen Märchen sind immer fröhlich. Die Hexen, Teufel und Dämonen helfen den Armen und mögen die Reichen nicht. Und Zazulka kommt glücklich wieder aus dem Wasser und heiratet ihren treuen Fred, der sie so unermüdlich gesucht hat. Und sogar die Reichen müssen es billigen.

"Wer sind die Reichen?" - frage ich.

"Die Deutschen" - sagt Eleonora. Dann denkt sie eine Weile nach und fügt hinzu: "Und die Polen."

Ein kaschubischer Standpunkt. Wir nicken gehorsam. Eleonora muss es wissen. Und vielleicht dürfen in einem Märchen sogar Polen schlecht sein. Die Märchenwelt ist doch anders als die unsere.

Die kaschubischen Märchen haben mir sehr gut gefallen, besser als die der Brüder Grimm. Die waren grausam. Regelrechte Männermärchen. Mami meinte, die Kinder hätten danach Alpträume. Die griechische Mythologie war ihrer Meinung nach viel besser für Kinder geeignet.

Wir gehen zum Friedhof - von dem später Günter Grass so faszinierend unken würde - Eleonora, Joanna und ich, und wir nehmen Adolfa mit. Auf dem Friedhof setzt sich Eleonora auf den niedrigen Eckstein eines Grabes, und wir dürfen laufen, wohin wir wollen. Es ist still, heiß aber schattig auf dem Friedhof, weil hier große, schöne Bäume wachsen und zwar Arten, die man woanders nicht sieht. Jahrzehnte später erfuhr ich, dass die Deutschen für ihre Bäume und Büsche weltberühmt waren und dass man einen Ort, wo sich einmal ein deutsches Gut befand, am einfachsten an den Bäumen

erkennen kan. Der Sumach, der Amarant, der Goldregen. Der Quittenbaum und der Paradiesapfel für Konfitüren, der Maulbeerbaum für die Seide, die Azaleen, Zedern und Bambusse, all diese Bäume und Sträucher haben mich immer besonders angesprochen. Ich las die Metamorphosen des Ovid und stellte mir vor, diese Gewächse seien die in Bäume verwandelten Prinzessinnen und Dryaden. Adolfa hat sich keinen Baum verdient, sie kann höchstens eine Ranke Efeu sein, dünn, dunkel und abstoßend.

Adolfa wird in der roten Backsteingruft der Familie Meier beigesetzt, so entscheide ich. Die eiserne Tür der Gruft ist durchlöchert. Wenn man hineinschaut, kann man nur die dicke, schwarze, undurchsichtige Finsternis sehen, aber wenn man hineinriecht, kommt einem ein merkwürdiger Geruch entgegen, eine Mischung aus Kälte, Keller und endgültigem Geheimnis des Todes.

Mühsam gelingt es mir, die verrostete Tür zu öffnen. Wir wagen nicht hineinzuschauen. Vielleicht sitzt ein Alb in der Gruft, mit langen kalten Armen und durchsichtigen blassen Fingern. Zu ihm wird Adolfa blitzschnell hineingeschoben. Die Tür knallt, als sie zugemacht wird. "Wieczny odpoczynek racz jej daæ Panie" - möge Gott ihr die ewige Ruhe gewähren - rezitiere ich salbungsvoll. Sie ruht jetzt in einem stillen Grab, und sämtliche Deutschen mögen da mit ihr ruhen.

Wir fahren in Eleonoras Dorf. Eleonora möchte mich unbedingt ihren Eltern zeigen. Nicht vorstellen, dafür bin ich zu klein und zu fremd. Wie eine Puppe soll ich zur Schau gestellt werden. Es wird zimal hin- und herbesprochen. Endlich ist es so weit. Wir fahren hin.

Ich sehe die weidenden Kühe, kleine gelbe Küken in der Scheune und nixenhafte Butterblumen auf der Aue. Hier pflücken wir junge Brennesseln. Das macht Spaß, die kleinen Sprossen zu sammeln, die noch nicht brennen.

"Die kann man essen" - meint Eleonora, und ich probiere, wie es wohl schmecken mag,

Brennesseln zu verzehren. Es schmeckt nach nichts, und ich bin enttäuscht. Mit einer großen Tüte voller Kräutern gehen wir jetzt zur Frau Grocholsky. Sie ist alt und schwach, und Eleonora hilft ihr gern. Die Brennesseln sind für ihre Perlhühner. Ich bin übergücklich - so eine gute Tat läßt sich garantiert zweimal in meine Büchlein der guten Taten eintragen.

Frau Grocholsky wohnt in einem Häuschen mit einem wunderhübschen Garten, in dem sich dicht bei dicht die Tulpen, Osterglocken, Forsythien und Hyazinthen drängen. Im Obstgarten blühen die Kirschbäume, und aus dem Gras schießen kerzengerade rote Tulpen und buschiger Löwenzahn. Eine Schar Truthähne und Perlhühner pickt zwischen den Blumen.

Frau Grocholsky kommt aus dem Haus. Sie hat weißes Haar und trägt ein blaßlila Kleid. "Guten Morgen, Frau Grocholsky" - sagt Eleonora, und ich verstehe nicht, was sie sagt. Das ist das erste Mal, dass ich eine fremde Sprache zu hören bekomme. Ich zupfe an Eleonoras Rock.

"Was sprichst du für eine Sprache?" - frage ich lauschend.

"Deutsch. Frau Grocholsky kann nicht Polnisch. Und Kaschubisch auch nicht." Eine Autochthonenhexe!

Ich zittere. Hat sie einen Ofen da in ihrem Lebkuchenhaus? Aber Eleonora bleibt ungerührt. Wir sind eingeladen. In die Küche, selbstverständlich. Schließlich sind wir in einem Dorf und in einem Dorf lebt man in der Küche. Frau Grocholsky erhitzt schwarze,

schwere gußeiserne Herzen in einem Ofen. Sie hat einen Ofen! Ein schrecklicher, stumpfer Kloß steigt mir in der Kehle hoch. Ein paar Minuten später sind die herzförmigen Waffeln fertig. Sie werden uns mit Honig kredenzt. So etwas habe ich nie in meinem Leben gesehen, und die heißen, karierten Herzen mit Honig schmecken vorzüglich. Ich bin aber nicht käuflich. Auch mit Honigkuchen nicht. Das Hexenhaus war auch schmackhaft! Ich will raus! Nur raus...

Sonntag.

Wir sind in der Kirche gewesen, und jetzt werde ich gezeigt. Ich sitze in der Küche, wurde mit Essen vollgestopft. Alle paar Minuten öffnet sich die blaubemalte Tür, und eine weitere Person kommt herein.

Zuerst werde ich nur beäugt. Es ist meine Aufgabe, der Sinn und das Ziel meines Besuches hier, mich beäugen zu lassen. Die Küche ist schon voller Menschen. Sie sprechen eine Sprache, die ich nicht verstehen kann, mit mir aber sprechen sie Polnisch.

"Sprecht ihr deutsch?" - frage ich und fühle den Kloß von gestern wieder in meiner Kehle hochsteigen. "Nein, Kaschubisch" - sagt Frau Hinz, Eleonoras Mutter, und reicht mir einen frischgebackenen Berliner. Die Kaschuben ernähren sich hauptsächlich von Kuchen, stelle ich fest, und zwar von mir unbekannten Kuchenarten. Ich bin von Frau Hinz begeistert. So eine Mutter hätte ich auch gern gehabt, die Berliner selbermachen kann.

"Wirst du uns etwas vorlesen?" - fragt behutsam Herr Hinz und gibt mir sofort eine Zeitung. Das ist das Wunder, das Eleonora in ihrem Dorf präsentieren möchte. Das wollen sie alle mit eigenen Augen sehen! Ich schlage die Zeitung auf und suche etwas Interessantes, was ich vorlesen kann. Ja... ein Bericht über den Aufbau meiner Stadt Gdańsk.

Eine verhängnisvolle Stille herrscht in der Hinzschen Küche, als ein kleines Mädchen aus der Stadt, eine lebendige Puppe, vor allen diesen alten, erfahrenen Männern - es sind hauptsächlich Männer, die sich bei den Hinzes an jenem Sonntag versammelt haben - lesen soll. Und ich lese.

Zehn Jahre dauerte es, bis sich meine polnische Stadt aus den Ruinen erhob.

Zehn Jahre anstrengender Arbeit.

Zehn Jahre Aufopferung aller Kräfte und aller Mittel.

Zehn Jahre beispielhafter Kooperation zwischen Künstlern und Arbeitern, die mit vereinten Kräften die alte unbeschreibliche Schönheit der baltischen Perle wiederhergestellt haben, die im Krieg vernichtet wurde.

Miasto Gdańsk niegdyœ nasze...

"Donnerwetter..." sagt ärgerlich eine männliche Stimme. Ich fühle mich unwohl, lasse das soeben gelesene Zitat von Mickiewicz in der Luft hängen und schaue mein Auditorium fragend an.

Jetzt reden alle auf einmal. Die Begeisterung, dass ein kleines Kind, das noch nicht eingeschult ist, so fließend lesen kann, mischt sich mit der Empörung über das Gelesene. Es soll eine unverschämte Lüge sein. Ich fasse die Vorwürfe als gegen mich gerichtet auf. "Ich lüge doch nicht" - beteuere ich weinend und klammere mich an Eleonora. Es wird von nun an Jahre dauern, bis ich wieder zu einem öffentlichen Auftritt fähig bin. Eleonora ist zwar älter als ich, aber den in der Küche sitzenden Kaschuben gegenüber ist sie genauso ohnmächtig wie ich. Frau Hinz schiebt mir wieder einen Teller mit Berlinern zu, aber ich will nichts essen. Ich will nach Hause. Ich verstehe nicht, worum es plötzlich geht, aber das Befremden, das entstanden ist, läßt

sich nicht übersehen. Die Wörter, die ich aus anderen Zusammenhängen kenne, erfahren eine unerwartete Auslegung. Die Deutschen, die Polen, die Kaschuben, die Versprechungen, die Ausbeutung, der Haß. Die Russen, die Sowjets, die Roten, die Kommunisten. Die Ausbombung, Vernichtung, Verjagung. Die Lüge.

Wieder zu Hause wurde ich sogleich ins Bett gesteckt. Ich hatte eine Halsentzündung. Am Abend setzte sich Tante Karolina zu mir aufs Bett. Wie immer, wenn ich krank war, las sie mir etwas vor. Wir lasen die Gedichte von Baczynski, einem jungen Dichter, der während des Warschauer Aufstandes 1944 gefallen ist.

"Sie prägten dir die Heimat ein, mein Sohn, mit toten Schritten."

In meinem Kinderzimmer rückte die Welt wieder in den gewohnten Rahmen. Die Deutschen stehen dort, wo es das Böse gibt, und wir da, wo man stirbt, aber die Ehre bewahrt und ein Mensch bleibt.

"Und warum haben die Russen Gdansk plattgemacht?" - fragte ich.

Manchmal sehe ich vor mir einen Tisch, an dem viele Menschen sitzen und lautlos diskutieren. Man kann sie nicht hören, aber ich weiß, dass immer wieder, immer noch eine Diskussion über die Deutschen und die Polen von Gdansk geführt wird. Ich sehe sie so deutlich - diese anderen Menschen, die am anderen Tisch sitzen. Anfangs fürchtete ich, ich sei vielleicht verrückt und sähe die Bilder. Jederzeit aber war ich imstande, diese beiden Welten auseinanderzuhalten: das Andere und das Hier. Ich wußte auch: Jetzt, hier, dies ist meine Wirklichkeit, und die anderen, die gab es einmal und gibt es jetzt nicht mehr. Sie wohnen nur in meinem Gedächtnis, klein wie die Puppen, versteinert in einem unvollendeten Diskurs. Ich trage sie in meinem Kopf und werde sie weiter tragen, bis ich eines Tages endlich begreife, was sie zu sagen haben: die Kaschuben, die Deutschen und die Polen aus einem kleinen kaschubischen Dorf. Vielleicht sogar - in dieser anderen Welt - sitze ich immer noch am Tisch, eine aufgeschlagene Zeitung in meinen Händen haltend, und warte auf eine Erklärung. In dieser Küche erfuhr ich, dass meine - seit Ewigkeiten - polnische Stadt vor zehn Jahren, vier Jahre bevor ich geboren wurde, von den Sowjets plattgemacht wurde, die sie als feindliches Nest, als Rest- und Festburg des Deutschtums zerbombt hatten. Ich war sechs Jahre alt, klug vielleicht für ein Kind, aber nicht klug genug, um dies zu fassen. Als eine seit Ewigkeiten deutsche Stadt zerbombt, als eine seit Ewigkeiten polnische Stadt wiederaufgebaut, steht mir meine Stadt vor Augen, nur und ausschließlich als MEINE Stadt.

Ja. Jetzt. Heute. Morgen. Vielleicht ist sie auch übermorgen meine Stadt, aber wenn die

Deutschen kommen, und es ist doch klar, dass sie einmal kommen werden, dass sie wieder kommen werden...

Sie werden kommen...

Dafür sorgt die stalinistische Propaganda, dass es sicher scheint, die Deutschen werden kommen, und ich muss mich plötzlich vor der Propaganda fürchten. Der Krieg aus der Vergangenheit, der Krieg des Übermorgen und meine nächtlichen Alpträume verschmelzen...die zerbombten Städte...die Menschen, die zu Fuß, auf Fuhrwerken, auf Fahrrädern und zu Pferde fliehen... Bombenflugzeuge jagen sie aus der Stadt, die in Flammen zergeht. Ich habe Angst einzuschlafen. Ich weine viel. Man überlegt, ob ich nicht zum Arzt muss, ich sei hysterisch.

Der 1. September 1956.

Ein Traumtag. Ein Alptraumtag. Ich bin eingeschult, und ich freue mich. Zwei Jahre lang habe ich gewartet, dass ich endlich eine Schülerin werde. Der erste Schultag ist aber zugleich der Jahrestag des Krieges. Alle Schulkinder haben sich in der großen Aula versammelt - man erzählt uns vom Krieg, ein Film wird gezeigt: "Der September 1939. So ist es gewesen." Und so ist es gewesen. Zum ersten Mal sehe ich meine Alpträume von dem gleichgültigen Auge einer Kamera aufgenommen. Zum ersten Mal begreife ich, dass es tatsächlich so gewesen ist, wie ich es mir in meinen Alpträumen vorgestellt habe.

Oktober 1956.

Ich verstecke mich hinter einem Vorhang im Wohnzimmer. Man glaubt, ich schliefe schon, aber ich schlafe noch nicht und bin wach. Mein Vater und sein Freund unterhalten sich über Politik. Ich langweile mich ein bißchen. Ich dachte vorher, ich erführe weiß Gott was, wenn ich ungesehen das Leben der Erwachsenen belauern kann. Und hier sitzen zwei Herren und reden von Panzern und Toten. Irgendwie denke ich mir, dass es sich wieder und weiterhin um den 2. Weltkrieg handelt. Erst nach einer Weile erfasse ich, dass es um JETZT geht. In Budapest ist etwas passiert, das wieder den Krieg bedeuten kann. Ich verstehe aber nicht richtig, was. Die Erwachsenen pflegen nämlich ihre schreckliche Gewohnheit zu flüstern statt zu reden. DER KRIEG AUS DEUTSCHLAND. So viel verstehe ich. Wo Budapest liegt, weiß ich nicht.

Nachts träume ich von einem kleinen Mädchen und mir. Wir laufen schnell über den deutschen Friedhof, wir öffnen die Gruft der Familie Meier und holen Adolfa aus ihrem Versteck. Die Stadt steht schon in Flammen. Wir packen Adolfa in einen alten Kinderwagen mit hohen Rädern und laufen weg. Adolfa lebt jetzt, sie ist auch ein kleines Baby, schön, blond, blauäugig.

"Wir müssen meinen Bruder mitnehmen" - schreie ich.

"Nein" - schreit das Mädchen zurück. - "Adolfa ist dein Bruder. Sie heißt jetzt Hans, und das ist doch dein Jasio."

Sie hat recht, Adolfa ist verschwunden, der kleine Hans aus dem Spiel sitzt jetzt im Wagen, und sogar ich kann kaum einen Unterschied zwischen meinem Bruder und Hans erkennen.

"Gagaga" - sagt Adolfa-Jasio-Hans.

"Und wer bist du?" - frage ich. Wir laufen so schnell, dass ich keine Luft mehr bekomme. Ich erstickte.

"Ich bin Manuela, das Mädchen-der Deutsche. Adolfa ist meine Puppe. Und du schläfst in meinem Bett."

"Nein !!!" - schreie ich - "Nein!!!"

"Hahaha" - höre ich Manuelas Lachen in der Ferne. Sie hat meinen Kinderwagen mit ihrer Puppe genommen.

"Nein!!" - schreie ich wieder - "Nein!!!".

"Beruhige dich" - sagt meine Mutter. - "Es war nur ein Alptraum. Schlaf schön, sonst wirst du Jasio aufwecken. Und er braucht doch seinen Schlaf."

Ich kann aber nicht schlafen.

"Es ist das Bett von Manuela" - sage ich.

"Ach, Quatsch" - sagt meine Mutter. Sie fragt nicht, wer Manuela sei. - "Es ist dein Bett. Wir haben es zusammen im Möbelladen gekauft. Du warst doch dabei."

Ach ja, stimmt. Es ist mein Bett.

Ich weine nicht mehr, aber einschlafen kann ich auch nicht. Ich versuche mir Manuela vorzustellen. Sie ist natürlich kein Mädchen mehr. Sie muss zehn, zwölf Jahre älter sein

als ich. Also eine junge Frau wie Eleonora. Sie hat rotes Haar und ein weißes Gesicht mit braunen Sommersprossen. Sie trägt eine Brille und studiert Medizin. Sie wohnt im Haus von Frau Grocholsky in einer deutschen Stadt. Also in Berlin. Ich kenne keine anderen deutschen Städte. Morgens, bevor sie zur Uni geht, füttert sie Frau Grocholskys Perlhühner mit jungen geschnittenen Brennesseln. Plötzlich wird mir klar, dass ich ja auch da wohne, mit Manuela und Frau Grocholsky zusammen. Und dass dies weder Gdansk noch Berlin ist, sondern das kleine Dorf in der Kaschubei. Manuela hat einen Totenkopf in ihrem Zimmer. Er lächelt mich schrecklich an. Manuela fürchtet sich nicht vor ihrem Totenkopf.

"Wo hast du ihn her?" - frage ich.

"Von einem polnischen Friedhof" - lacht Manuela. - "Von einem polnischen Friedhof."

Ich bin wieder wach. Ich möchte nicht, dass der Krieg wieder ausbricht.

Ich knie nieder und fange an zu beten. Vater unser, Vater unser, Vater unser, Heilige Maria, Ave Maria, Salve Maria, heilige Maria. Ich bin müde, Salve Maria. Um mich wach zu halten, Vater unser, hole ich mir meinen Rosenkranz. Vater unser, Heilige Maria. Ich stelle mir vor, dass wenn ich es schaffe, die ganze Nacht hindurch zu beten, ohne einzuschlafen, dass dann die Welt, meine Welt und meine Stadt, gerettet werden wird. Ich knie stundenlang, ich döse ein, bin wieder wach und bete... Mir ist kalt, meine

Knie tun mir weh, mein Kopf sinkt nach unten, schwer wie ein Totenkopf.

Am nächsten Tag fand mich mein Vater auf dem Fußboden.

"Du bist ja eine kleine Nachtwandlerin" - sagt mein Vater. - "Eines Tages wirst du von uns weggehen, um die andere Seite des Mondes zu entdecken."

Ich schlafe ein. Ich bin ruhig und zufrieden. Ich schlafe in meinem Bett, und ich habe die Welt gerettet. Es gab keinen Krieg. Das ist schon etwas.

Trotz ihrer Beisetzung wollte mich Adolfa nicht in Ruhe lassen. Immer und immer wieder stellte ich mir die Vertreibung ihrer kleinen Herrin Manuela vor. Die wirklichen Bilder von der Vertreibung waren mir noch nicht bekannt, sie waren mir noch jahrzehntelang nicht bekannt. Ich weiß sogar nicht einmal, wann ich sie überhaupt wahrnahm. Ist es möglich, dass sie mir erst mit der verbotenen Lektüre der "Blechtrommel" als eine unvermeidliche Wahrheit erschienen? Als ich feststellte, dass Günther Grass aus Danzig-Langfuhr weg musste in demselben Jahr, in dem meine Familie nach Gdansk-Wrzeszcz gekommen war. März 1945. Das Kriegsende. Und vier Jahre danach bin ich geboren. Nur vier Jahre.

Aber auch die andere Seite - die Vertreibung der Polen aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten, aus Litauen, Weißrußland, der Ukraine, kannte ich nicht. Im großen und ganzen wußte ich herzlich wenig von der Welt, in der ich lebte. Ich nahm sie so wahr, wie sie mir augenblicklich erschien. Die großen Bewegungen der Geschichte, die doch nur ein paar Jahre zuvor stattfanden, haben für mich eine realexistierende Wirklichkeit geschaffen, die die anderen Interpretationen eifersüchtig ausschloß. Die Richtigkeit dieser Welt stellte ich nicht in Frage - nicht, weil es verboten gewesen wäre zu fragen, sondern weil ich es nicht für notwendig hielt.

Ich verstand die Geschichte nicht. Gott sei Dank. Ich bezweifle nämlich, ob ich es ausgehalten hätte, unaufhörlich mit dem Gefühl belastet zu sein, es sei nicht mein Bett,

in dem ich schlafe. Es seien fremde Schuhe, die ich trage.

Der einfache Satz meiner Mutter hat mir eine relativ ruhige Kindheit verschafft.



Wir haben mein Bett gekauft.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich mein Bett gern jemand anderem überlassen würde. Ich weiß aber ganz genau, dass ich es mit Manuela-Gerda bereitwillig teilen werde. Das ist die Botschaft, die ich den in meinem Kopf sitzenden kleinen Figürchen hätte vermitteln wollen - ich bin bereit, mein Bett zu teilen.

Man sagt, es sei eine unerreichbare Utopie, Es sind hier die politischen Lösungen und nicht die sentimentale Emotionen von Nöten.

Schade.

Ewa Maria Slaska, Berlin, 1992